

1. Die Untersuchung kleiner migrantengeführter Lebensmittelgeschäfte

1.1 Einleitung

Die Zuwanderungsbewegungen seit dem Zweiten Weltkrieg haben die westlichen europäischen Gesellschaften verändert. Die Rück- und Zuwanderung aus ehemaligen Kolonien, die Anwerbung von Gastarbeitern und die Gewährung von Asyl haben dazu beigetragen, dass sich die soziale Struktur in den großen europäischen Nationen wie Großbritannien, Frankreich oder Deutschland, aber auch in kleineren Ländern wie etwa den Niederlanden, grundlegend gewandelt hat – sie sind, auch wenn der Begriff umstritten sein mag, multikulturell geworden (Rex 1998). Dieses Anwachsen an Multikulturalität hat, parallel zur allgemeinen Modernisierung, zu veränderten Mustern der geographischen Bevölkerungsverteilung, der sozialen Hierarchien und der daraus resultierenden gruppenspezifischen ökonomischen Aktivitäten innerhalb dieser Staaten geführt (Bade 2000).

Auch auf lokaler Ebene und in der alltäglichen Erfahrungswelt haben diese Entwicklungen Veränderungen mit sich gebracht. Nachdem sich die deutsche Politik jahrzehntelang gesperrt hatte, kam sie nicht umhin, 2001 anzuerkennen, dass Einwanderer aus aller Welt in Deutschland ein neues Zuhause gefunden und für sich und ihre Kinder hier eine Existenz aufgebaut haben, dass Deutschland sogar auf Zuwanderung angewiesen ist (Bade/Münz 2002).¹

Als ein Beispiel für die dauerhafte Präsenz von Migranten kann das sogenannte *immigrant business* gesehen werden. Hinter dem Fachbegriff verbirgt sich der Umstand, dass sich unter Immigranten ebenso wie unter ihren einheimischen Kollegen Personen befinden, die anstelle

1 | Im Folgenden sind alle Bezeichnungen wie Einwanderer, Migranten, Händler, Kunden etc. geschlechtsneutral zu verstehen.

einer lohnabhängigen Beschäftigung als Unternehmer selbständig tätig sind. In Deutschland werden Unternehmensgründungen von Migranten üblicherweise als ein Beleg dafür angesehen, dass sich viele Zuwanderer dauerhaft niedergelassen haben (Schuleri-Hartje u.a. 2005).

Das selbständige Unternehmertum von Menschen mit Migrationshintergrund ist in Deutschland ein weitverbreitetes Phänomen und stellt keine Ausnahme mehr dar. Es wird geschätzt, dass in Deutschland 2005 nahezu 300.000 Menschen mit ausländischem Pass selbständige Unternehmer waren und insgesamt rund 800.000 Menschen mit Migrationshintergrund selbständig beschäftigt waren oder in einem solchen Betrieb abhängig beschäftigt arbeiteten (Schuleri-Hartje u.a. 2005, 14). Die größte Gruppe der Unternehmer mit Migrationshintergrund stammt aus der Türkei mit ca. 60.500 Selbständigen, gefolgt von 49.500 italienischer und 27.500 griechischer Herkunft (ifm 2005, 5).

Eine Folge der Verbreitung des Unternehmertums von Migranten oder von deren Nachkommen ist die allgemein gestiegene Sichtbarkeit ihrer ökonomischen Aktivitäten. Im Vergleich zu ihren „deutschen“ Kollegen sind Migrantenunternehmer in einigen Sektoren besonders stark vertreten (ifm 2005). Dazu zählt neben der Gastronomie der eigentümergeführte Einzelhandel, speziell in der Form von kleinen Lebensmittelgeschäften, wie sie typisch sind für die innerstädtischen Quartiere deutscher Städte. Wie kaum eine andere ökonomische Einrichtung sind solche Geschäfte Sinnbild einer Gesellschaft, deren Alltag ein multikultureller geworden ist.

Das Auftauchen selbstverständlicher Formen der Multikulturalität ist aber nicht gleichzusetzen mit einem gleichberechtigten Umgang von Einheimischen und Zugewanderten. Im Gegenteil, gerade das zunehmende Unternehmertum von Migranten wird vielfach als ein weiterer Ausdruck der Diskriminierung von Migranten auf dem formellen Arbeitsmarkt gesehen. Das *immigrant business* wird häufig als ein Unternehmertum beurteilt, das aus der Not geboren wurde, da Menschen mit Migrationshintergrund nicht in ausreichender Form eine Anstellung auf dem formellen Arbeitsmarkt finden können, aufgrund der Deindustrialisierung ihren Arbeitsplatz verloren haben und als städtische Arbeitskraftreserve in prekäre Arbeitsverhältnisse gezwungen werden (Hillmann 2003). Darüber hinaus sind es gerade die vielen migrantengeführten Geschäfte des Einzelhandels, die häufig eher als Etablierung von Parallelstrukturen betrachtet werden und als ein problematisches Eindringen des Fremden in den städtischen Alltag (Yavuzcan 2003; Schuleri-Hartje u.a. 2005, 81f.).

Allgemein stellen die migrantengeführten Geschäfte auf lokaler Ebene Orte dar, welche die veränderte Gesellschaftsstruktur sichtbar machen, unabhängig von integrationspolitischen Erwägungen. Empirische Erkenntnisse über ihren Alltag, Bedeutung und Nutzung fehlen aber weitgehend. Folglich mussten bisherige Einschätzungen, welche Rolle die Orte des *immigrant business* in der Aushandlung um einen multikulturellen Alltag spielen, spekulativer Natur bleiben.

Hier mehr Klarheit zu schaffen ist sinnvoll, weil das soziale Zusammenleben in multikulturellen Gesellschaften vielfach durch immer neue Herausforderungen geprägt ist. In sich verändernden Gesellschaften wird fortwährend ausgehandelt, was als selbstverständlich, was als alltäglich gelten kann (Bukow u.a. 2001).

- Auf welche Weise sind migrantengeführte Lebensmittelgeschäfte Teil des multikulturellen Alltags?
- Wie selbstverständlich und alltäglich ist es, in einem migrantengeführten kleinen Lebensmittelgeschäft einzukaufen?
- Wird dort vorgelebt, was Multikulturalität in der Praxis bedeuten könnte, oder sind die Geschäfte Manifestationen einer ethnischen Ausdifferenzierung der Gesellschaft?

In den politischen Debatten um Zuwanderung und Integration sind es die problematischen Aspekte, die im Vordergrund stehen. Ausdruck findet diese Tendenz unter anderem im Begriff der „Parallelgesellschaften“, der einen festen Bestandteil der Diskussion darstellt. Daraus folgt eine Stigmatisierung von Zuwanderung, die als die verkürzte Aussage „Migranten bringen Probleme“ den öffentlichen Diskurs bestimmt. Eine kritische Auseinandersetzung mit Phänomenen der Migration, der es um eine seriöse Einschätzung ihrer Auswirkungen und Dynamiken geht, wird dadurch behindert (vgl. Bremer/Gestring 2004).

Daran hat die sozialgeographische Segregationsforschung keinen unwesentlichen Anteil. Migration wird meist als Phänomen bestimmter abgegrenzter Räume behandelt. Durch die Betrachtung von Städten auf der Basis von statistischen Daten zu ihren Stadtteilen erscheint die Stadt als ein Nebeneinander abgegrenzter Raumeinheiten. Diese „Container-Räume“ werden aufgrund sozialstatistischer Merkmale charakterisiert. Dabei entsteht der Eindruck, dass in sich homogene Stadtteile repräsentiert werden, Unterschiede nur von Raumeinheit zu Raumeinheit bestehen. Auf diese Weise werden diejenigen städtischen Teilräume eruiert, deren Bewohner gefährdet sind, dauerhaft von Armut betroffen zu sein und den Zugang zu sozialem und ökonomischem Aufstieg end-

gültig zu verlieren (Häußermann/Kapghan 2004). Diese sozial benachteiligten Teilräume sind meist identisch mit den Stadtteilen mit hohem Migrantenanteil. Daraus resultiert die verbreitete gedankliche Verbindung der Phänomene Armut und Migration. Tatsächlich sind „Armut“ und „soziale Exklusion“ der dominierende Diskurs in der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung (Pott 2001). Trotz der zahlreichen Fallstricke, der sich die meisten Migrationsforscher bewusst sind, werden selbst in Lehrbüchern zur Sozialgeographie Phänomene der Migration lediglich von ihrer problematischen Seite her behandelt. Auch wenn sich eine Verschiebung der Betrachtung weg von den Migranten und hin zu den Vorurteilen und Abgrenzungen der Aufnahmegesellschaft abzeichnet, wird das Stigma der „Ausländerproblematik“ beibehalten (z.B. Pain 2001, Kap. 5).

Das gilt auch für die Erforschung des *immigrant business*. Hillmann (2001, 51) konstatiert, dass die deutsche Diskussion durch eine „extreme Betonung der problematischen Seite der Zuwanderung in die Städte gekennzeichnet“ ist. Ethnisierungsprozesse in Teilarbeitsmärkten würden sehr schnell „als ein ‚Problem‘, als der Beginn einer entstehenden *urban underclass* unter dem Vorzeichen sozialer Exklusion thematisiert“ (ebd.). Migranten erscheinen daher im wissenschaftlichen Diskurs häufig isoliert und ausgegrenzt von den gesellschaftlichen Entwicklungen der einheimischen Bevölkerung. Eingeeigelt in die vom Niedergang gezeichneten Stadtteile würden die Migranten eine Ghetto mentalität entwickeln, welche die Keimzelle von Extremismus, Fundamentalismus und Gewalt sei (z.B. Heitmeyer 1998).

In vielen Untersuchungen zum *immigrant business* herrscht der problematisierende Tonfall vor, der in sozialwissenschaftlichen Studien „dem Fremden“ vorbehalten ist. Dabei wird häufig der alltägliche Kontext vernachlässigt, in dem sich die Entwicklung selbständigen Unternehmertums abspielt. Ursächlich hierfür könnte eine Kombination von einer städtischen Verfallssemantik mit einer „ethnisch zentrierten Beschreibungsperspektive“ sein (Bukow u.a. 2001, 44), durch die der urbane Kontext entkontextualisiert und nach ethnischen Kriterien rekontextualisiert wird. Dadurch werden nicht nur bestimmte Zusammenhänge vernachlässigt, sondern Problemkonstellationen häufig erst erzeugt, „die mit dem urbanen Alltagsleben nicht im geringsten korrespondieren“ müssen (ebd.).

Bukow u.a. (2001, 31ff.) haben darauf hingewiesen, dass bereits soziologische „Klassiker“ wie zum Beispiel Emile Durkheim für die weit verbreitete Auffassung der Problemhaftigkeit des Alltags in multikul-

turellen modernen Stadtgesellschaften verantwortlich gemacht werden müssen. Durkheim zog aus seinen Studien die Konsequenz,

„[...] dass Bindungen unter modernen Bedingungen schnell zu zerfallen drohen, weil sie weniger in der Tradition verankert seien. Die fehlende moralische Infrastruktur und die verringerte Macht des Kollektivbewusstseins auf das moderne Individuum drohen nach Durkheim zu gesellschaftlicher Desintegration und zum Teil zum Chaos – kurzum zur Anomie – zu führen (vgl. Durkheim 1996, 437ff). Infolge der Individualisierung würde die Gesellschaft auf Dauer aus den Fugen geraten und daran zugrunde gehen.“ (Bukow u.a. 2001, 32)

Nach Bukow u.a. ist es diese modernisierungsskeptische Einschätzung, die zu einer Fokussierung der Stadtforschung auf ein erodierendes Kollektivbewusstsein führte bei gleichzeitiger impliziter Idealisierung vor-moderner Integrationsformen. Daher folgern die Autoren:

„Diese traditionelle Zerfallsperspektive findet man heute in Variationen immer noch in vielen stadtsoziologischen Studien, die das urbane Zusammenleben zum Untersuchungsgegenstand haben. Sie sind stark durch eine gewisse Idealisierung und Romantisierung traditioneller Lebensformen geprägt. Man orientiert sich immer noch an dem Mythos, die Integration von Menschen habe in früheren Zeiten besser funktioniert als es in den heutigen Städten der Fall sei. Durch diesen Mythos bedingt, kommen die tatsächlichen Integrationsleistungen heutiger Städte und die von Menschen entwickelten Fertigkeiten überhaupt nicht zum Vorschein.“ (Bukow u.a. 2001, 32)

Die Idealisierung traditioneller Lebensformen führt nicht selten zur Propagierung sozial homogener Räume, die kulturell gesehen eine Einheit bilden sollen. Der brisante Umkehrschluss lautet dann, dass das kulturell Andere, das Fremde, keinen Platz in diesen Räumen hat. Das Eindringen des Fremden in diese Räume bewirke den Zerfall funktionierender autochthoner Gesellschaften. Es handelt sich hierbei um eines der klassischen Angstsznarien, an deren Kolportage die sozialwissenschaftliche Stadtforschung zumindest eine Mitverantwortung trägt (Mitchell 2004). Daher genügt es nicht, undifferenzierte Äußerungen aus Politik und Gesellschaft zurückzuweisen, sondern es muss bereits an den wissenschaftsinternen Positionen angesetzt werden, deren interpretative Grundausrichtung für die problematisierende Einschätzung multikultureller Alltäglichkeit als ursächlich gesehen werden muss.

Den Erforschern westlicher Zivilisationen, vor allem ihrer urbanen Zentren, öffnet sich gegenwärtig nach eigenem Bekunden ein Bild der verwirrenden Vielfalt (vgl. Wood 2003; Helbrecht/Pohl 1995). Ein zunehmender Gegensatz zwischen Armut und Reichtum bestimmt das Bild der Weltmetropolen, es herrscht Pluralismus hinsichtlich der Weltanschauung, Religionsausübung, Freizeitgestaltung und der gesprochenen Sprachen. Versuche der Entwirrung dieses neuzeitlichen Babels führen allerdings nicht immer zu mehr Klarheit. Während sich die unterschiedlichen Alltagsroutinen auf lokaler Ebene unentwegt weiter ausdifferenzieren, wird eine weltweite Nivellierung der Unterschiede hinsichtlich der Gestaltung urbaner Zentren, der Konsumgewohnheiten, Kleidungsstile und Umgangsformen beobachtet (Jayne 2006). Homogenisierung und Heterogenisierung finden gleichzeitig statt. Um dieses Paradox konzeptionell zu fassen, wird zum Beispiel versucht, soziale Gruppen anhand von Lebensstilen einzuteilen und identitätsstiftende Gruppenzugehörigkeit nicht mehr über räumliche Grenzen zu erklären, sondern über räumlich weit ausgreifende und verzweigte soziale Netzwerke (Castree 2003). Doch je komplexer die Erklärungsmodelle werden, je ausgefeilter ihre Terminologien, desto unfassbarer wird die Existenz einer Alltäglichkeit, die sich dem Einzelnen als selbstverständlich erschließt. Die „normale“ Existenz einer alltäglichen Lebensführung in modernisierten und multikulturellen Gesellschaften wird somit zum gordischen Knoten der Sozialwissenschaft. Als eine Folge davon stehen verschiedene Gesellschaftstheorien in Konkurrenz, deren Gemeinsamkeit jedoch der Fokus auf die problematische Seite des sozialen Zusammenlebens ist (vgl. Reckwitz 2005).

Die Mediatoren dieser wissenschaftlichen Positionen finden sich in Politik, Medien, Kirchen und ähnlichen Institutionen. Auf der Grundlage wissenschaftlicher Positionen interpretieren sie für ihre Zuhörer die Alltagswelt in ihrem Sinne und Interesse. Eine nicht untypische Einschätzung ist beispielsweise, dass die Übernahme von vormaligen „deutschen“ Gaststätten und Lebensmittelgeschäften durch „Ausländer“ eine Schlüsselerfahrung der Gegenwart sei. Diese Erfahrung sei für die Lokalbevölkerung im Wesentlichen eine beängstigende und berge Konfliktstoff. Mit dieser Darstellung wird der Verunsicherung durch Globalisierungsprozesse ein Gesicht gegeben in Form von Menschen, die uns im lokalen und alltäglichen Kontext in ihrem Geschäft gleich um die Ecke erwarten. Die in die Alltäglichkeit eingebettete Begegnung mit dem Fremden, das anscheinend „über Nacht“ in unseren geregelten Alltag eingedrungen ist, wird als Auslöser einer traumatischen Begegnung mit einer sich verändernden Welt gesehen (z.B. Kamphaus 2005).

Aus wissenschaftlicher Perspektive wird der Alltag in westlichen Gesellschaften zunehmend komplexer und die Gestaltung dieses Alltags bedarf vermehrt der Erklärung. Die Individuen sind dabei, auch wenn sie ihr Leben überwiegend in einem lokal begrenzten Bereich führen, zunehmend in globale Prozesse verstrickt, auf die sie häufig keinen oder nur sehr geringen Einfluss haben. Die Intensivierung der weltwirtschaftlichen Verflechtungen und die Verfügbarkeit weltweit gefertigter Waren, die globalen Machtansprüche nationaler politischer und finanzieller Interessen, die globale Vernetzung durch elektronische Kommunikationsmedien, die Zunahme globaler Umweltprobleme, der steile Anstieg der Massenmobilität und der internationalen Migration führen zu Veränderungen, denen sich der Einzelne nicht mehr entziehen kann und die zwangsläufig den Alltag der Individuen auf nie gekannte Weise transformieren. Dafür sind Anpassungsleistungen nötig, für die es bisher keinerlei Vorbilder gibt. Kurzum, die Beschreibung und Erklärung des Alltags sowie die Generierung von Problemlösungsstrategien sind in massenmedialen, multikulturellen und globalwirtschaftlich vernetzten Konsumgesellschaften zu einem Problem für die Sozialwissenschaften geworden.

Genau dieses Problem stand am Beginn der Untersuchung migrantengeführter Lebensmittelgeschäfte. Um dabei der Gefahr einer unkritischen Übernahme der Durkheimschen Verfallssemantik zu entgehen, schlagen Bukow u.a. (2001) für die wissenschaftliche Erforschung des multikulturellen Alltags vor, sich explizit der Mikrologik des städtischen Alltags zu widmen (vgl. Steffen u.a. 2004). Dabei verweisen die Autoren mit Nachdruck darauf, dass bei aller Heterogenität und allen tatsächlichen Problemen die Städte nicht in das Chaos abgeglitten seien und das alltagspraktische Zusammenleben, trotz anderslautender Berichte, relativ „gut“ funktioniere (Bukow u.a. 2001, 58). Genau hier müsse die Forschung ansetzen und danach fragen, wie und wieso das urbane Zusammenleben trotz der Vielfalt gelingt. Die Untersuchung dieses „Funktionierens“ könne dabei anhand alltäglicher Begegnungssituationen beobachtet werden, denn:

„Der gesellschaftliche Zusammenhalt wird heute aber nicht mehr durch große Werthorizonte oder nationale kulturelle Geschlossenheit gewährleistet, sondern im Kontext alltagspraktischer Begegnungen bewirkt. Dabei geht es um das symbolisch organisierte tagtägliche Zusammenleben.“ (Bukow u.a. 2001, 57)

Es geschieht in diesem Sinne, wenn im Folgenden die kleinen migrantengeführten Lebensmittelgeschäfte als Orte „alltagspraktischer Be-

gegnungen“ in multikulturell geprägten urbanen Gesellschaften untersucht werden. Die differenzierende Analyse der Mikrologik des Alltags soll dabei einem besseren Verständnis des sozialen Zusammenlebens unter Bedingungen der Multikulturalität dienen.

Eben aus diesem Grund werden im Folgenden die migrantengeführten Lebensmittelgeschäfte nicht so behandelt, als wären sie Teil eines abgegrenzten Migrantenreichs. Vielmehr wird versucht werden, sie in ihrem alltäglichen Kontext darzustellen und ihre Bedeutungen und Funktionsweisen innerhalb dieses Kontextes zu interpretieren.

1.2 Theoretische und konzeptionelle Vorüberlegungen

Außer Acht gelassen in den Debatten um Migration und Integration wird in der Regel der profane Alltag der Individuen. Das birgt die Gefahr einer theoretischen Überfrachtung und Überbewertung simpler und unproblematischer Alltagspraktiken. Aus diesem Grund werden theoretische Erklärungsmodelle mit Vorsicht verwendet und soweit möglich plausible Erklärungen aus dem Alltag selbst hergeleitet. Dennoch basiert die Untersuchung auf theoretischen Vorüberlegungen, deren Ergebnisse im Folgenden vorgestellt werden.

Multikulturalität

Die grundsätzliche theoretische Perspektive teilt diese Arbeit mit anderen Arbeiten, die sich im Rahmen einer kulturtheoretisch informierten Humangeographie verorten. Trotz vielfältiger methodischer und theoretischer Schattierungen ist diesen Arbeiten ein konstruktivistisches Verständnis von Welt gemeinsam (vgl. Gebhardt u.a. 2003). Die Implikationen dieses Verständnisses haben für die Geographie vor allem zu einer kritischen Überprüfung und Retheoretisierung der Konzepte „Raum“ und „Kultur“ geführt, die im Kern humangeographischen Arbeitens stehen.

Wie der Begriff der „Neuen Kulturgeographie“ andeutet, steht im Mittelpunkt der aktuellen Bestrebungen einer theoretischen und inhaltlichen Repositionierung humangeographischen Arbeitens das Konzept der Kultur. Die Ursache hierfür liegt in einer ausführlichen Theoretisierung und Diskussion des Begriffs Kultur, deren Ergebnisse vor allem seit den 1970er Jahren Eingang in die Sozialwissenschaften gefunden haben und dort weiter geführt werden (Reckwitz 2000). Vorrei-

ter in der Humangeographie kamen dabei hauptsächlich aus dem angloamerikanischen Sprachraum (z.B. Jackson 1989). In der deutschsprachigen Humangeographie ist die Rezeption noch nicht abgeschlossen.

Prinzipiell beinhaltet die „kulturtheoretische Wende“ – der sogenannte *cultural turn* – in der Geographie einen Wechsel der theoretischen Grundperspektive, was sowohl Auswirkungen auf die als relevant erachteten Themenfelder als auch auf die angewandten Methoden hat (vgl. Blotvogel 2003).

Der Hauptgedanke des *cultural turn* drückt sich in der Auffassung aus, dass die Beziehungen der Menschen zur sozialen Welt ausschließlich symbolisch vermittelt sind. Aus dieser Perspektive heraus wird Kultur definiert als sich überlagernde Deutungsschemata oder Zeichen- und Sinnsysteme, über deren Genese und Aneignung die Welt und die in ihr befindlichen Prozesse und Handlungen interpretierbar werden. Kultur wird somit nicht mehr als ein räumlich abgrenzbares, vererbtes, quasi-natürliches und gegenüber Veränderungen resistentes Phänomen gesehen. Stattdessen handelt es sich um die Summe der kontextabhängig herangezogenen Beurteilungskriterien (z.B. Boltanski/Thévenot 2006; vgl. Wagner 2004), die Routinen der Situationsdefinition (Goffman 1974) und die daraus resultierenden Muster sozialer Praktiken (Reckwitz 2003), die der Gestaltung des Alltags trotz stetiger Veränderung eine gewisse Konsistenz und Vorhersehbarkeit verleihen.

Wenn daher in dieser Arbeit von „multikulturellen“ Gesellschaften die Rede ist, so ist damit in erster Linie die relative Heterogenität der in einem Nationalstaat vorhandenen kulturellen Deutungsmuster gemeint, die aufgrund der multinationalen Zusammensetzung der Bevölkerung vermutet wird.

Das Multikulturalismuskonzept lenkt den Blick auf „Konstellationen, in der Akteure gleichzeitig an mehreren unterschiedlichen Wissensordnungen teilnehmen, die sie zu unterschiedlichen Interpretationen ihrer Lebensführung anleiten“ (Reckwitz 2001, 188). Damit unterscheidet sich die Multikulturalismusforschung von den Konzepten der Transnationalisierung und der Transkulturalität. Im Mittelpunkt der Transnationalisierungsforschung „stehen alltagsweltliche Beziehungsgeflechte und grenzüberschreitende Interaktionen von Subjekten und Akteursgruppen“ (Pries 2008, 166). Betont wird hier eine „netzwerkförmige Verbindungsstruktur von Plätzen“ (ebd., 161). Etwas vereinfacht ausgedrückt: Während die Transnationalisierungsforschung nach den *unterschiedlichen* Orten fragt, die zum Sozialraum *einer* sozialen Gruppe werden, fragt die Multikulturalismusforschung nach den sozia-

len Beziehungen, die *unterschiedliche* soziale Gruppen *an einem* Ort haben.

Der Ansatz der Transkulturalität ist mit dem der Multikulturalität verwandt, bezieht sich aber weniger auf die kulturellen Aushandlungsprozesse in der sozialen Interaktion zwischen Subjekten sondern betont die Aushandlungsprozesse unterhalb der Subjektebene, also auf der Ebene des Individuums. Damit rückt die individuelle Handhabung von kulturellen Repertoires, die aus unterschiedlichen Deutungsmustern bestehen können, in den Vordergrund (vgl. Pütz 2004, 26ff.). Während also die Transkulturalitätsforschung nach den Wissensordnungen fragt, die *ein* Individuum in *verschiedenen* Kontexten anwendet, fragt die Multikulturalismusforschung nach Wissensordnungen, die von *mehreren* Individuen innerhalb *eines* Kontextes verhandelt werden.

Multikulturalität kann auch als Ausdruck einer Entkopplung von Nationalstaat und Nationalkultur gesehen werden (Reckwitz 2001). Die Zuschreibung aber, die verschiedene Bevölkerungsgruppen verschiedenen „Kulturen“ zuordnet, erfolgt nach wie vor über die nationalstaatliche und räumliche, seltener ethnische Benennung („türkisch“, „deutsch“, „afrikanisch“, „kurdisch“ etc.). Hier hinkt die Begrifflichkeit offensichtlich den Entwicklungen hinterher. Eine Kulturtheorie, die in letzter Konsequenz angewandt wird, kennt keine definitiv abgrenzbaren Kulturen. Multikulturell müsste also korrekterweise im Zusammenhang mit der vorliegenden Untersuchung definiert werden als die relative räumliche Enge des Zusammenlebens von Individuen, deren Deutungsmuster, Praktiken und Erklärungen von Welt, Biographien, Muttersprachen und Identitätskonstruktionen eine relativ höhere Heterogenität aufweisen, als dies von anderen Orten oder Zeiten behauptet werden kann.

Theorie der Praktiken

Die Erforschung des Alltags geriet im Zuge des *cultural turn* in den Mittelpunkt humangeographischen Arbeitens. Eine Begleiterscheinung davon ist, dass der Begriff des „Alltags“ selbst Gegenstand theoretischer Betrachtungen wurde. Dabei entstanden unterschiedliche Konzeptionen und Verständnisformen (Lippuner 2005b). Der vorliegenden Arbeit wurde ein praxistheoretisches Verständnis von Alltag zugrunde gelegt.

Generell lässt sich Alltag über diejenigen Handlungen erschließen, die für die handelnden Individuen die Selbstverständlichkeit wiederkehrender Tagesabläufe konstituieren. Aufgrund der Problematik

handlungstheoretischer Ansätze sind damit nicht im eigentlichen Sinne Handlungen gemeint, sondern Praktiken, die als Routinen, als wiederkehrende Muster von Handlungsabläufen dasjenige bilden, was uns als alltäglich erscheint.

Nach Reckwitz (2002; 2003) finden sich Ansätze zu einer Theoretisierung von Praktiken bei zahlreichen Autoren des 20. Jahrhunderts (z.B. Bourdieu, Giddens, Foucault). Darauf aufbauend bemüht sich Reckwitz um eine systematische Ausarbeitung einer „Theorie der Praktiken“. Zunächst stellt Reckwitz fest, dass es sich bei den verschiedenen Autoren, auf die er sich bezieht, um ein gemeinsames Grundinteresse am Alltäglichen handle, das die Hinwendung zu „Praktiken“ als wesentliches theoretisches Konzept erklärt. Die entsprechenden Autoren seien alle beeinflusst durch die kulturtheoretische Wende. Wichtige philosophische Bezugspunkte seien der späte Wittgenstein und, wenn auch in geringerem Maße, der frühe Heidegger (Reckwitz 2002, 244). Für Reckwitz (2002, 249f.) sind Praktiken:

- routinierte Verhaltensformen, die aus mehreren Elementen bestehen
- ein „Block“, dessen Existenz von dem Vorhandensein und den spezifischen Verbindungsformen dieser Elementen abhängt
- ein Muster, welches durch eine Vielzahl an einzelnen und oft einzigartigen Handlungen entsteht, die eine Praktik reproduzieren
- Muster körperlicher Bewegungsabläufe
- konventionalisierte geistige Aktivitäten des Verstehens, des Know-hows und des Wünschens
- Verbindungen von „Tun“ und „Sagen“
- verstehbar für den Handelnden und für potentielle Betrachter

Der Handelnde als die Person, die eine Praktik ausführt, als „körperlicher“ und „geistiger“ Akteur, wird nach dem Verständnis von Reckwitz so zum „Träger“ von Praktiken. Praktiken bestehen aus der routinisierten Art und Weise, in der Körper bewegt, Objekte gehandhabt, Subjekte behandelt, Dinge beschrieben werden und die Welt verstanden wird (Reckwitz 2002, 250). Der Alltag selbst wird erzeugt durch die spezifische Parallelität und Wiederkehr einer Vielzahl an Praktiken zu bestimmten Zeiten und Orten. Alltag existiert nur durch und mit dem handelnden Menschen.

Die Theorie der Praktiken kann für die Geographie zu einem nützlichen Analyseinstrument werden, wenn sie zum Beispiel in Verbindung gebracht wird mit der Konzeption von Orten, die von Nigel Thrift der

Humangeographie nahegelegt wird. Für Thrift (2003, 102f.) sind Orte räumliche Ausschnitte aus dem Alltagsleben. Sie werden aus spezifischen „Rhythmen des Seins“ hervorgebracht. Damit meint er die Selbstverständlichkeit, mit der die Menschen in ihrem Tagesgeschäft von Tag zu Tag fortfahren, in der Grundannahme, dass die Welt sich weiterdreht. Gerade diese Selbstverständlichkeit ist es aber, die dazu beiträgt, dass die Welt sich nicht radikal verändert. Wenn man allerdings die Details alltäglicher Interaktionen und Praktiken genauer betrachte, dann sehe man nicht nur Routinen, sondern jegliche Art von kreativer Improvisation. Sie ist notwendig, da sich die Menschen in Ereignisse verstrickt sehen, über die sie keinerlei Kontrolle haben. Allerdings können über die Routinen von Sprechen und Körperbewegungen abgegrenzte Bereiche und Situationen erzeugt werden, die den Beteiligten wieder die Kontrolle übergeben. Somit wird in einem kleinen Ausschnitt Alltag erzeugt. Ein wesentlicher Bestandteil ist dabei die Herstellung und Wahrnehmung von Orten. Durch ihr räumliches Arrangement ermöglichen und verhindern sie verschiedene Handlungsweisen, durch ihre stetige Form bieten sie Erinnerungshilfen und Hinweise für angemessenes Verhalten. Die Ausübung von Praktiken steht damit in einem interdependenten Verhältnis zur Existenz derjenigen Orte, die die jeweilige Praktik ermöglichen. Der Alltag entsteht also in der routinisierten Verbindung von Ort und Praktiken. Die Untersuchung der impliziten Logiken von Alltag setzt genau an dieser Verbindung an.

Die *immigrant-business*-Forschung

In Staaten mit einer längeren multikulturellen Tradition (z.B. USA, Kanada) wird das selbständige Unternehmertum von Migranten meist mit dem Terminus Ethnische Ökonomie belegt, da die statistische Unterscheidung der Unternehmensgründer nicht nach Nationalität, sondern nach ethnischen Kriterien festgelegt wird. Mitunter hat der Terminus „*immigrant*“ eine pejorative Konnotation, weshalb im englischen Sprachgebrauch häufig auch von einem *minority business* gesprochen wird, da es sich statistisch gesehen um die Selbständigenquoten von Angehörigen „ethnischer Minderheiten“ handelt (vgl. Rath 2002, 23f.).

Für den deutschen Fall ist jedoch der Terminus der Ethnischen Ökonomie problematisch, da die Verwendung des Begriffs „Ethnie“ häufig mit der Vorannahme verknüpft wird, dass sich die Branchenwahl und der Kundenkreis selbständiger Unternehmer in jedem Fall entlang „ethnisch-kultureller“ Kriterien segmentieren. Trotz der verstärkten Einbürgerung von Migranten empfiehlt es sich, in Deutschland von

einem *immigrant business* zu sprechen, da gesellschaftliche Minderheiten in den meisten Fällen deckungsgleich mit dem Teil der Bevölkerung sind, der einen Migrationshintergrund aufweist.

In Deutschland wird davon ausgegangen, dass sich durch das *immigrant business* (wieder) Möglichkeiten der wohnortnahen Versorgung ergeben, die besonders sinnfällig als ein Prozess von „Tante Emma zu Onkel Ali“ paraphrasiert worden sind (Schuleri-Hartje u.a. 2005, 78). Unterstützt wird dieser Eindruck durch die empirische Beobachtung, dass der migrantengeführte Lebensmitteleinzelhandel einen wachsenden Anteil deutscher Kunden verzeichnet (Pütz 2000).

Vor diesem Hintergrund wird von verschiedenen Autoren darauf hingewiesen, dass die Bedeutung des *immigrant business* für die Stadtteile und ihre Bewohner nur unzureichend bekannt ist. In ihren Forschungsdesiderata fordern sie daher eine stärkere Fokussierung auf die lokale Situation (Schuleri-Hartje u.a. 2005), empirische Untersuchungen des *immigrant business* in seinem städtischen Kontext (Hillmann 2001) sowie eine Klärung, welche Nachfragestrukturen eigentlich bedient werden (Wilpert 2003).

Die Forschungsdesiderata verweisen auf eine konzeptionelle Schwachstelle in der *immigrant-business*-Forschung. Aufgrund der migrantenzentrierten Perspektive gelingt es kaum, angrenzende Themenfelder in den Blick zu nehmen. Gerade in Bezug auf den migrantengeführten Einzelhandel wurde die Frage nach dem Verhältnis von *immigrant business* und Konsum bisher weitgehend ausgeblendet. Die Ursachen hierfür können in der theoretischen Grundlegung des Forschungsfeldes gesehen werden.

Die Arbeiten zum *immigrant business* kommen im Wesentlichen aus den Geschichts-, Kultur-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Die heterogene thematische Ausrichtung der *immigrant-business*-Literatur spiegelt diesen Umstand wider. Trotz vielfältiger Überschneidungen sind disziplinäre Schwerpunktsetzungen erkennbar. So waren soziologische Arbeiten der 1970er Jahre von der marxistischen Konfliktforschung inspiriert (Light 1972; Bonacich 1973). Seit den 1980er Jahren werden die Bedeutung sozialer Netzwerke oder Bourdieus Kapitaltheorie in den Vordergrund gerückt (Light u.a. 1994; Light/Gold 2000; Waldinger 1994; Kapphan 1997). Die Arbeiten mit wirtschaftswissenschaftlichem Hintergrund sind stärker an die Kleingewerbe- und Gründungsforschung angelehnt (ifm 2005; Loeffelholz u.a. 1994). Autoren der Kultur- und Geschichtswissenschaften konzentrieren sich vor allem auf die Bedeutung von Migrantenunternehmern für den Fort-

bestand oder Wandel kultureller oder ethnischer Identitätskonstruktionen (Pichler 1997; Pécoud 2001).

Geographische Arbeiten zum Thema sind entsprechend der Disziplin in ihren Schwerpunktsetzungen breit gefächert und reichen von wirtschaftsgeographisch orientierten Standort- und Marktstrategieuntersuchungen (Li u.a. 2006; Fallenbacher 2000; Pütz 2000) über die sozialgeographische Betrachtung der Zusammenhänge zwischen Segregation, Armut und Selbständigenrate (Scholz 1990; Aldrich u.a. 1981; Kaplan 1997) bis hin zu kulturgeographischen Arbeiten, die die weitverbreiteten Vorannahmen wie die Existenz distinkter, ethnisch konnotierter Märkte und Handlungsweisen kritisch überprüfen (Pütz 2003; Hillmann 1998; Barrett u.a. 1996). Allgemein wirkt die geographische Forschung häufig als ein Korrektiv innerhalb der *immigrant-business*-Forschung. Die von anderen Autoren konstruierten Konzepte und Theorien werden von der Geographie meist kritisch überprüft und mit den Ergebnissen eigener Feldforschung kontrastiert. Aber trotz vieler Fortschritte ist auch in der Geographie der Transfer von Forschungsfragen aus angrenzenden Themenfeldern die Ausnahme geblieben.

Um den heutigen Forschungsstand, die primäre Zielrichtung dieser Forschung und auch die konzeptionellen Probleme zu verstehen, mit denen die *immigrant-business*-Forschung zu kämpfen hat, ist eine genauere Betrachtung der Frühphase sehr aufschlussreich. Der Grundstein für die heutige *immigrant-business*-Forschung wurde in den frühen 1970er Jahren durch die US-amerikanischen Soziologen Ivan Light und Edna Bonacich gelegt. Vor 1970 stand die Funktion ethnischer Minderheiten innerhalb von Gesellschaften im Mittelpunkt der Betrachtung. Bonacich (1973) lenkt den Blick auf die Entstehung dieser Minderheiten und vollzieht damit eine grundlegende Wende. Dieser Perspektivenwechsel könnte als die Geburtsstunde der gegenwärtigen *immigrant-business*-Forschung bezeichnet werden, da bis heute die Entstehung ethnischen Unternehmertums den Ausgangspunkt und das zentrale Erkenntnisinteresse bildet.

Bonacich schließt Migranten und Minderheiten, die zum Beispiel durch Kolonialisierung, Verschleppung oder freiwillige dauerhafte Migration entstanden sind, aus ihrer Betrachtung aus (Bonacich 1973, 584). Stattdessen geht es ihr ausschließlich um Migranten, die ohne Absicht, sich dauerhaft niederzulassen, in ein Land kamen. Sie unterscheidet daher zwischen Gastarbeitern (*sojourner*) und Siedlern (*settler*). Typische Merkmale für Gastarbeiter seien:

- Widerstand gegen Heiraten außerhalb der Gruppe
- Residentielle Selbst-Segregation
- Etablierung von eigenen Bildungseinrichtungen für ihre Kinder (Sprache, Kultur)
- Beibehaltung distinktiver kultureller Merkmale (z.B. Religion)
- Vermeidung der Einmischung in die lokale Politik, außer wenn es um sie selbst geht
- Bildung gut durchorganisierter Gemeinschaften, die der Assimilation widerstehen.

Diese Merkmale seien auf das Heimatland hin orientiert. Die Ressourcen, die innerhalb der Gruppe verteilt werden, sind Kapital, Kredite, günstigere Einkaufskonditionen, Information, Ausbildung und Arbeit (Bonacich 1973, 586f.).

In der Folge dieser Merkmalskonstruktion wurden die wesentlichen Ansätze der *immigrant-business*-Forschung entwickelt, die sich nach Pütz (2004, 15ff.) zwei grundlegenden Modellvorstellungen zuordnen lassen:

Die *Opportunitätenmodelle* stellen die strukturellen Rahmenbedingungen in den Vordergrund. Ihnen zufolge sind es die Benachteiligungen von Immigranten auf dem Arbeitsmarkt, die den Weg in die Selbständigkeit als eine alternative Form der Existenzsicherung attraktiv werden lassen. Bestimmte Branchen bieten dabei günstigere Entwicklungsperspektiven als andere. Um welche Marktsegmente es sich dabei handelt, hängt hauptsächlich von den rechtlichen Rahmenbedingungen (z.B. Ausländergesetzgebung) und von der eventuellen Existenz von Nischenmärkten ab (vgl. Kloosterman 2000).

Die *Ressourcenmodelle* heben die gemeinsamen Eigenschaften von Menschen gleicher Herkunft hervor. Grund zu dieser Annahme geben vor allem unterschiedliche Selbständigkeitsquoten bei der Betrachtung verschiedener „ethnischer“ Gruppen (z.B. Light 1972; Bonacich/Light 1991). Dabei könnten Migranten auf spezifische kulturelle Ressourcen (Traditionen, Netzwerke) zurückgreifen. Im Extremfall wird behauptet, dass die Herkunft das ökonomische Handeln auf deterministische Weise prägt (Wiebe 1984). Moderatere Ansätze untersuchen die Funktionsweisen von Netzwerkstrukturen. Diese und der allgemeine Außenseiterstatus oder auch ein gemeinsamer sozioökonomischer Status (Klassenressourcen) führten zu gruppeninternem gegenseitigem Vertrauen, Kooperation und kollektiver Selbsthilfe, zum Beispiel bei der Kapitalbeschaffung, Mitarbeiterakquise oder dem Warenbezug (Light/Rosenstein 1995).

Aufgrund der vielfältigen und sich zum Teil widersprechenden Konzepte gibt es seit den 1990ern Vorschläge zu einer Rekonzeptionalisierung der *immigrant-business*-Forschung. Vorreiter finden sich vor allem in der niederländischen Stadtforschung, zum Beispiel bei Kloosterman/Rath (2001), Rekers/Van Kempen (2000) und Dijst/Van Kempen (1991), gestützt durch die kritischen Anmerkungen zur *immigrant-business*-Forschung von den britischen Geographen Barret u.a. (1996).

Kloosterman und Rath (2001) schlagen ein Konzept der *mixed embeddedness* vor. Sie sind daran interessiert, ein allgemeingültiges Forschungsdesign zu entwickeln, welches über ethnische und nationale Grenzen hinweg Vergleiche zulässt. Ihr Ansatz ist gekennzeichnet durch eine Verbindung der zuvor genannten Opportunitäten- und Netzwerkmodelle. Sie sehen die zugewanderten Unternehmer in doppelter Hinsicht eingebettet in einen strukturellen Rahmen, der durch den Arbeitsmarkt, die Politik und die Gesetzgebung gebildet wird, und in die persönlichen sozialen Netzwerke, bestehend aus der Familie, Freunden und Bekannten. Darüber hinaus werden Unternehmer aber nicht in ihrer Handlung determiniert gesehen, sondern es wird ihnen eine kreative Fähigkeit zur Etablierung der Selbständigkeit unter den gegebenen Rahmenbedingungen attestiert:

„Immigrant entrepreneurs make use of, negotiate and, to a lesser extent, create openings to start a business. These openings are not everywhere the same; they are contingent on the wider socio-economic context. Immigrant entrepreneurs and their social embeddedness should be understood within the concrete context of markets and, hence, opportunity structures. This, in a nutshell, is what our mixed embeddedness is all about.“ (Kloosterman/Rath 2001, 198)

Kloosterman und Rath geben eine theoretische Grundrichtung vor, die eine ganzheitliche Konstitution des Forschungsfeldes bewirken soll. Ihr Vorschlag für die empirische Forschung ist eine Abgrenzung von drei verschiedenen Untersuchungsebenen. Danach müssten Feldstudien ausgeführt werden auf nationaler, regionaler/städtischer und nachbarschaftlicher Ebene, die jeweils Vergleichsdaten für andere Studien in ähnlichem Maßstab generieren. Jede dieser Ebenen stelle eine bestimmte Perspektive dar, die auf einen unterschiedlichen Bereich der Unternehmerkonstitution ausgerichtet sei. So sei der Blick auf die nationale Ebene vor allem an den strukturellen Rahmenbedingungen interessiert, während der Blick auf den lokalen Kontext die Subjektivität und individuelle Handlung des Unternehmers in den Vordergrund stelle im Zusammenspiel mit sozialen Netzwerken und den sich innerhalb

der Rahmenbedingungen ergebenden Möglichkeiten (Kloosterman/Rath 2001, 194ff.).

In eine ähnliche Richtung gehen die Vorschläge von Rekers/Van Kempen (2000). Sie stellen fest, dass die bisherige Forschung zu einseitig auf Migranten fokussiere. Gerade durch die Betonung, dass zum Beispiel die interne Solidarität ihre Ursache in der Interaktion mit der Aufnahmegesellschaft hat, zeige sich, dass es sich bei *ethnic entrepreneurs* nicht um kulturelle Merkmale einer ethnischen Gruppe handelt. Darüber hinaus werde durch den einseitigen Fokus leicht übersehen, dass es sich bei vielen Faktoren um Merkmale handelt, die auf selbständiges Unternehmertum im Allgemeinen zutreffen, egal ob ethnisch oder nicht (Rekers/Van Kempen 2000, 56), eine Feststellung, die auch von Barrett u.a. (1996) vertreten wird.

Rekers und Van Kempen (2000) kritisieren die bisherigen Forschungsansätze aufgrund ihrer Migrantenzentriertheit als unvollständig und unzulänglich. Ihr Lösungsvorschlag liegt in einer Kontextualisierung des *immigrant business* mithilfe eines „räumlichen Ansatzes“, der den bisher vorherrschenden „kulturalistischen“ oder „strukturell-ökonomistischen“ Ansätzen zur Seite gestellt wird (Rekers/Van Kempen 2000, 54ff.). Der „räumliche Ansatz“ entspricht dabei der „räumlichen Perspektive“, so wie sie uns für humangeographisches Arbeiten von Bathelt/Glückler (2003, 33f.) nahegelegt wird. Über den „räumlichen Blick“ sollen bisher übersehene oder zu kurz gekommene Einflüsse, Prozesse und Auswirkungen identifiziert werden. Dabei verorten Rekers und Van Kempen das *immigrant business* stärker als jemals zuvor in der (zumeist urbanen) Realität mit all ihren vielseitigen sozialen, historischen, ökonomischen, individuellen und politischen Facetten. Über den „räumlichen Blick“ gelangen Rekers/Van Kempen (2000, 58) zu drei wesentlichen Kontexten, innerhalb derer sie das *immigrant business* verorten:

- Ökonomische Entwicklungen (Arbeitslosigkeit, strukturell-funktionale Veränderungen, Firmengrößen, Ausmaß des Subunternehmertums, Unternehmensbesatz, Agglomerationseffekte, Nachahmungsverhalten)
- Soziale Veränderungen (Ausdifferenzierung der Lebensstile)
- Städtische Umwelt (Voraussetzungen, Lokalpolitik)

Im Folgenden wird die Untersuchung der kleinen migrantengeführten Lebensmittelgeschäfte in Stuttgart-Süd sich an den Vorschlägen für eine rekonzeptionalisierte *immigrant-business*-Forschung orientieren.

Auf eine Grenzziehung a priori zwischen unterschiedlichen Nationalitäten wurde daher verzichtet und das Forschungsfeld stattdessen anhand ökonomischer und struktureller Merkmale bestimmt. Gemäß Rekers/VanKempen (2000) wird der Blick vor allem auf den Kontext gelenkt, innerhalb dessen sich *immigrant business* ereignet. Dabei wird der Schwerpunkt, gemäß dem Forschungsinteresse am alltäglichen Zusammenleben, auf den ökonomischen und den sozialen Kontext gelegt (zum politischen Kontext s. Pütz 2004, 80ff.; Fallenbacher 2000, 10ff.). Die bevorzugte Betrachtungsebene ist die von Kloosterman/Rath (2001) als lokal-nachbarschaftlich bezeichnete Ebene, auch wenn die Darstellung des ökonomischen Kontextes eine Bezugnahme auf nationale und internationale Entwicklungen und Rahmenbedingungen erfordert.

Konsumgeographie

Einen wichtigen Kontext für die Erforschung migrantengeführter Lebensmittelgeschäfte bilden die Kunden. Um diese auch konzeptionell in die Forschung mit einzubeziehen, wird die migrantenzentrierte Perspektive der *immigrant-business*-Forschung ergänzt um eine konsumentenzentrierte Perspektive. Die ergänzende Perspektive wird aus den Ansätzen der sozialwissenschaftlichen Konsumforschung hergeleitet.

Die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Konsum entwickelte sich seit den 1970er Jahren. Damit ist nicht die marktorientierte Konsumentenforschung gemeint, die als Zulieferer für Werbefirmen und Großunternehmen Erkenntnisse über Absatzmärkte produziert. Gemeint ist im Gegenteil ein Forschungszweig, der in seinem theoretischen Anspruch und seiner gesellschaftlichen Relevanz über die praktischen Anforderungen profitorientierter Marktforschung hinausreicht. Diese Konsumforschung ist disziplinär überwiegend verankert in der Soziologie, Anthropologie, Geschichtswissenschaft und der Geographie, wo sie auch als Konsumgeographie bezeichnet wird.

Die Entwicklung und Etablierung einer sozialwissenschaftlichen Konsumforschung war nicht unproblematisch. Bis in die 1980er Jahre hinein überwogen in den Sozialwissenschaften konsumkritische bis konsumfeindliche Haltungen. Sowohl aus neomarxistischer als auch aus konservativer Perspektive dominierte eine ablehnende Einstellung (Jayne 2006, 8ff.; Miles/Paddison 1998). Konsum wurde als ein Symptom der modernen, moralisch und kulturell als minderwertig erachteten Massengesellschaft aufgefasst und als eine Fehlentwicklung der modernen Gesellschaften gesehen. Die Folge dieser Haltung war ein langanhaltendes Ausblenden von Konsum aus dem akademischen Dis-

kurs. Konsum wurde nicht wie Produktion als ein menschlicher Handlungsmodus gesehen, der einer wissenschaftlichen Untersuchung wert ist, sondern als ein verwerfliches Nebenprodukt der Moderne, und höchstens zu Zwecken der Gesellschaftskritik begutachtet (z.B. Horkheimer/Adorno 1947). Die Konzeptionalisierung von Konsum als sozio-kulturelles Phänomen ohne normative Vorzeichen und seine empirische Erforschung sind daher als ein Tabubruch innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung zu verstehen (Prinz 2003).

Die wissenschaftliche Erforschung von Konsum findet seitdem auf verschiedenen Ebenen statt. Einer der ersten Ansätze galt der Erforschung von „Demonstrativem Konsum“ (*conspicuous consumption*). Diese Forschungsrichtung wurde als Antithese zu den funktional-rationalistischen Erklärungsansätzen der Wirtschaftswissenschaften von Thorstein Veblen begründet (Veblen 1934 [1899]) und wird noch immer in diesem Sinne angewendet (Mason 2002). Sozialwissenschaftliche Relevanz erhielt dieser Ansatz vor allem, als der zunehmende Wohlstand seit der Mitte des 20. Jahrhunderts immer mehr Menschen ermöglichte, Luxusgüter zu konsumieren. Der Konsum von Markenartikeln, Kleidung, Autos und Häusern, aber auch der im erweiterten Sinne Konsum von Urlaubsreisen oder Kunstobjekten wurde zunehmend als Ausdruck einer sich in zahlreiche Lebensstile ausdifferenzierenden Gesellschaft betrachtet (Bourdieu 1982; Berger/Hradil 1990). Die Tätigkeit des Einkaufens wurde somit zum „*Lifestyle-Shopping*“. Studien zum Konsum von Mode, Urlaubsorten oder Restaurants belegten den expressiven Charakter dieser Tätigkeit, der vor allem der Betonung von Individualität und Gruppenzugehörigkeit diene (Schor/Holt 2000; Urry 1995). Konsum wurde so in erster Linie als ein spielerischer Akt der Selbstversicherung und als eine Auseinandersetzung um Prestige und Status verstanden, mit lebensstilbildender und identitätsstiftender Funktion (vgl. Wiswede 2000; Featherstone 1998).

In der deutschsprachigen Geographie entwickelt sich die Konsumforschung erst seit kurzem als ein eigenständiges Forschungsfeld. Traditionell ist die geographische Konsumforschung in Deutschland stark an die Einzelhandelsgeographie gekoppelt. Entsprechende Untersuchungen basieren daher meist auf standardisierten Konsumentenbefragungen oder konzentrieren sich auf die Marketingstrategien großer Einzelhandelskonzerne (z.B. Gerhard 2001; Kampschulte 2001; Gerhard/Arnold 2006). Erst in den letzten Jahren hat sich aus der Kritik am rationalen Akteursbild der Einzelhandelsgeographie eine kultur- und sozialtheoretisch engagierte Perspektive entwickelt (s. Schröder 2003; Ermann 2006). Nach wie vor steht die deutschsprachige Kon-

sumgeographie aber erst am Anfang und stützt sich fast ausschließlich auf die zahlreichen Arbeiten aus Großbritannien und den USA (Pütz/Schröder 2007).

In die Geographie hielt die Konsumforschung Einzug mit der Erforschung von spektakulär inszenierten Konsumlandschaften. Die immer größer werdenden Einkaufszentren, Themenparks und Mega-Malls in den USA und Kanada zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Während für die Forschung zum demonstrativen Konsum in den 1980er Jahren ein positiver Unterton kennzeichnend war, da Konsum als befreiende Tätigkeit selbstbestimmten Handelns konzipiert wurde, nahm die „Mega-Mall“-Forschung eine kritischere Haltung ein. Untersucht wurde, wie Besucher dieser Orte durch spektakuläre Architektur und Design „verzaubert“ (Ritzer 1999) und zu ungehemmtem Konsum verführt werden sollen, bei gleichzeitiger Verschleierung der handfesten monetären Interessen ihrer Erbauer. Auch wenn es nicht immer gelänge, sei das Ambiente der Mall darauf ausgelegt, die Konsumenten nicht nur ihre eigenen finanziellen Nöte und Sorgen vorübergehend vergessen zu lassen, sondern auch die Realität ausbeuterischer Produktions- und Angestelltenverhältnisse (Hopkins 1990; Goss 1993; Goss 1999).

Zwischen den Extrempositionen der autonomen Selbstverwirklichung durch demonstrativen Konsum und der manipulierten Fremdgesteuertheit in der Mega-Mall entwickelte sich in der britischen Geographie eine vermittelnde Stellung. Kaufentscheidungen werden dort als eine routinisierte Praktik begriffen, die sich innerhalb der eingeschränkten Möglichkeiten erreichbarer Geschäfte und Produkte und der verschiedenen Bedürfnissen des Haushaltes entwickeln (Miller 1998; Jackson u.a. 2006). Einkaufen wird daher als eine erlernte und professionalisierte Fähigkeit verstanden und damit auch die Vorstellung zurückgewiesen, Konsumenten seien passive Wesen, deren Bedürfnisse fortwährend manipuliert werden durch den Markt und die verborgenen Überredungskünste der Werbeindustrie (Jackson 1999b, 28). Empirisch umgesetzt wurde dieser Ansatz mit der Erforschung des alltäglichen, gewöhnlichen und unspektakulären Konsums zum Beispiel von Lebensmitteln im Supermarkt.

Tatsächlich lässt sich der Antagonismus zwischen Mega-Mall- und Supermarkt-Forschung nicht nur als eine historische Abfolge lesen (z.B. Crewe 2000), sondern auch als eine parallele Entwicklung verschiedener Konsumgeographien, wie dies von Crang/Jackson (2001) aus britischer und von Goss (2004) aus US-amerikanischer Sicht konstatiert wird. Während in den USA konsumgeographisches Arbeiten nach wie vor der Semiotik spektakulärer Konsumlandschaften eine zentrale Be-

deutung beimisst, wird dieser Ansatz in Großbritannien nur noch disziplinhistorisch gewürdigt.

Was sich hier vordergründig als ein Streit um die adäquaten Untersuchungsobjekte (Mall oder Supermarkt) präsentiert, ist ein fundamentaler Richtungsstreit um die eigentlichen Grundlagen sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung mit ihren disziplinpolitischen und wissenschaftsethischen Implikationen. So hat sich die Forschung in Großbritannien mithilfe der dort entstandenen *Cultural Studies* von den Anfängen der sozialkritischen Konsumforschung gelöst, ihre theoretische Grundlegung an der Kulturphilosophie der 1960er und 1970er Jahre ausgerichtet und nähert sich gegenwärtig einem ethnographischen Praxis-Paradigma an, wie es etwa von Bourdieu (1977) und Reckwitz (2002) vertreten wird. Auf der Forschungsagenda stehen daher vor allem individuelle Konsumpraktiken in empirischen Kontexten (Crewe 2003; Williams u.a. 2001; Gregson/Crewe 2003).

In den USA fand zwar auch eine Rezeption der europäischen Kulturtheorien statt, aber mit anderen Ergebnissen. Der bis in die 1970er Jahre hinein vorherrschende marxistische Ansatz sozialkritischer Wissenschaft wurde durch die Inkorporation neuer Theorien nur überformt und weiterentwickelt, nicht aber verworfen. Die Beschäftigung mit den Schriften von Karl Marx ist dort, wenn auch mit nachlassender Tendenz, nach wie vor ein integraler Bestandteil der sozialwissenschaftlichen Ausbildung (Harvey 2000). Aus dieser Perspektive lässt sich nachvollziehen, weshalb die amerikanische Forschung, trotz Betonung von hedonistischen und anderen demonstrativen Inszenierungen von Konsum, einen starken Akzent auf die problematische, ausbeuterische und profitorientierte Seite von Handel und Kommerz legt und gleichzeitig den britischen Ansatz zurückweist (Goss 2004; Goss 2006).

Umgekehrt wird der amerikanischen Forschung vorgeworfen, dass der einseitige Blick auf die spektakulären Orte des Konsums den profanen Alltag von Konsum vernachlässigen würde (vgl. den Schlagabtausch zwischen Jackson 2002a und Mitchell 2002). Es würde übersehen, dass es kein Leben ohne alltäglichen Konsum geben kann, dass alle Menschen essen, wohnen und schlafen müssen und dass wir bei all diesen Tätigkeiten, ob Arbeit oder Freizeit, fortwährend in konsumtive Prozesse verstrickt sind (Warde 2005; Shove 2003). Konsum müsse daher als eine Grundkomponente des sozialen Lebens konzipiert werden (Crewe 2003; Crang/Jackson 2001).

Auch wenn in der vorliegenden Arbeit kein so umfassendes Konzept von Konsum zum Tragen kommen wird, so bietet die britische Variante der Konsumgeographie einige nützliche Anknüpfungspunkte. Vor

allem die zentrale Stellung alltäglicher Praktiken des Konsums bildet einen geeigneten Bezugspunkt für die ethnographische Untersuchung der Kunden migrantengeführter Geschäfte. Durch die Darstellung des Händleralltags fließen aber auch die sozialkritischen Grundzüge der amerikanischen Forschung in die Darstellung mit ein.

Synthese von *immigrant-business*-Forschung und Konsumgeographie

Aus der Perspektive einer Theorie der Praktiken betrachtet, bieten die beiden Forschungsfelder *immigrant business* und Konsumgeographie Ansätze für die Untersuchung jeweils bestimmter Sets an Praktiken. Während bei den Forschungen zum *immigrant business* die Praktiken der Unternehmensgründung und -führung im Vordergrund stehen, sind es in der Konsumgeographie die Praktiken des „Einkaufens“ und „Verbrauchens“. Eine Untersuchung, die beide Ansätze vereint, gelangt zu einer Synthese, indem sie die Schnittstellen dieser Praktikenbündel in den Blick nimmt. Mit Bezug auf die kleinen Lebensmittelgeschäfte handelt es sich um die Schnittstellen der Praktikenbündel des „Händler-Seins“ und des „Kunde-Seins“. Händler-Sein bedeutet, dass eine wesentliche Praktik das Verkaufen ist. Kunde-Sein bedeutet, dass eine wesentliche Praktik das Einkaufen ist. Beide Kategorien sind aufeinander angewiesen, da es ohne die jeweils andere keine Möglichkeit gibt, die Praktik erfolgreich auszuführen. Die Praktiken des Verkaufens und des Einkaufens müssen also an einer bestimmten Stelle zusammenfinden.

Im Gegensatz zum Versandhandel ist beim Lebensmitteleinzelhandel im Quartier eine Begegnung von Praktiken mit der Begegnung von realen Personen verbunden. Diese Begegnungen konstituieren, auf der Grundlage der Praktiken, auf die diese Begegnungen zurückzuführen sind, einen Ausschnitt des alltäglichen sozialen Zusammenlebens.

Für den Moment des räumlichen Zusammentreffens der Praktiken nehmen die beteiligten Personen bestimmte soziale Rollen ein. Nach Giddens können wir von einer Rolle dann sprechen,

„[...] wenn die Interaktion in einem eindeutig umschriebenen Bezugsrahmen stattfindet, wo also die normative Bestimmung der ‚erwarteten‘ Verhaltensweisen besonders stark unterstrichen ist. Für solche Bezugsrahmen ist fast immer ein besonderer Ort oder Ortstypus vorgesehen, in dem geregelte Begegnungen unter der Bedingung von Kopräsenz stattfinden.“ (Giddens 1997, 140).

Gerade für Orte des Konsums sind soziale Rollen wahrscheinlich, da die erwarteten Interaktionen vor allem auf die Kunden- und die Händler- bzw. Verkäuferrolle reduziert sind. In der Regel aller Fälle sind diese Orte auf die gleichzeitige Zusammenkunft von vielen Menschen ausgelegt, also auf die Bedingung von Kopräsenz. Zur Vermeidung von Chaos und Unstimmigkeit greifen daher implizite Institutionen der „höflichen Gleichgültigkeit“ gegenüber anderen und explizite Regeln, die das Verhalten anleiten (Giddens 1997, 127). Im Zusammenhang mit Orten des Konsums ergibt sich daher auch die Frage nach Art und Beschaffenheit der dort vorgesehenen Rollen, deren Kombination in der Praxis und deren individuelle Interpretation bzw. Ausübung.

Abgrenzung des Untersuchungsgebietes

Wissenschaftliche Arbeiten, die an der Mikrologik des Alltags ansetzen, sind notwendig an die individuelle Erfahrung von Lokalität gekoppelt. Die trotz zunehmender Mobilität überwiegend lokalen Erfahrungshorizonte des Alltags bilden die Kulisse dieses wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens. Es geschieht daher in Übereinstimmung mit ähnlich gelagerten Studien, dass die Auswahl eines räumlichen Ausschnitts – zum Beispiel in der Form eines Stadtteiles – als konkretes Forschungsfeld am Beginn der Annäherung an die zu untersuchenden Phänomene steht (vgl. z.B. Miller 2001; Jackson u.a. 2006; Certeau u.a. 1998; Bukow u.a. 2001). Dennoch ist bei der Konstituierung der räumlichen Grenzen, die ein Forschungsfeld erfassen, Vorsicht geboten. Die Konstruktion von Raumbegrenzungen ist ein forschungspraktisches Hilfsmittel und kann selbst nicht Teil der gesuchten Antworten sein (z.B. A handelt so, weil er aus X kommt) (vgl. Löw 2001, 44ff. und 64).

Gegenstand humangeographischer Untersuchungen sind menschliche Handlungs- und Verhaltensweisen, soziale Strukturen, Konventionen und Beurteilungsschemata, die ihren Niederschlag in der räumlichen Organisation menschlicher Aktivität finden. Die ungleiche räumliche Verteilung von menschlicher Aktivität ist als ein Symptom gesellschaftlichen Handelns zu verstehen. Sie bietet daher einen Ansatzpunkt, den Mechanismen gesellschaftlicher Organisation und Hierarchisierung auf den Grund zu gehen (vgl. Werlen 1988).

Die ungleiche räumliche Verteilung menschlicher Aktivität sagt nichts über die Eigenschaften des Raumes aus als vielmehr über die biologische Disposition, die technologischen Fähigkeiten und die sozio-kulturelle Organisation der Menschen. Die Betrachtung räumlicher Gegebenheiten kann also nur als ein Ausgangspunkt verstanden werden,

Rückschlüsse auf menschliches Handeln und Verhalten zu ziehen. Eine sozialwissenschaftliche Forschung in humangeographischer Tradition bedient sich demnach des „räumlichen Blicks“, um sich ihrem eigentlichen Forschungsgegenstand, dem Menschen, zu nähern. Dieser räumliche Ansatz hat Konsequenzen auf theoretischer und methodologischer Ebene. Die Theoretisierung nimmt ihren Ausgang dann in der Räumlichkeit menschlichen Handelns. Auf methodologischer Ebene dienen räumliche Phänomene der Bestimmung von Thema, Untersuchungsgegenstand, Fragestellung, Informationsquellen und adäquaten Methoden (vgl. Werlen 2004, 305ff.).

Ansatzpunkte humangeographischer Forschung können dabei Orte verschiedener Größe und Gestalt sein. Nationalstaaten und Regionen sind ebenso typische Ansatzpunkte wie Städte oder Stadtteile. Ist die Forschung stärker an der individuellen Ausgestaltung des Alltags interessiert, dann kann auch die Betrachtung noch kleinerer Raumeinheiten sinnvoll sein.

Geachtet werden muss aber darauf, dass das Untersuchungsgebiet oder der Ort nicht einfach als ein „Container“ konzipiert wird, innerhalb dessen sich Gesellschaft ereignet. Dies wäre zu einfach und zu kompliziert zugleich. Erstens eignen sich Orte immer nur, um einen Ausschnitt des globalen menschlichen Lebens zu beobachten. Außeninflüsse werden notwendigerweise aus der empirischen Betrachtung ausgeschlossen und finden somit als quasi göttliches Einwirken nur in sehr abstrakter Form Beachtung. So erscheint zum Beispiel die Schließung einer Fabrik als eine schicksalhafte Einwirkung von außen und nicht als das Resultat einer Vorstandssitzung, unter welchen komplexen Bedingungen die Beteiligten auch immer ihre Entscheidung getroffen haben mögen. Zweitens ist das Containerverständnis zu kompliziert, da es praktisch unmöglich ist, alle Handlungen innerhalb eines noch so klein gewählten Raumes zu beobachten, zu beschreiben und zu interpretieren.

Notwendigerweise ist das Konzept des Ortes daher ein Hilfskonstrukt, dessen sich die Humangeographie als einem möglichen Ansatz für die Erforschung der spezifischen Ausprägungen menschlichen Daseins bedient.